

SEBASTIAN RISTOW, Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes, mit Beiträgen von Lothar Bakker und Dorothea Hochkirchen. Studien zum Kölner Dom, Band 9. Verlag Kölner Dom, Köln 2002. 102,– €. ISBN 3-922442-43-9. 625 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 29 Tafeln und 11 Beilagen.

Dieser – hauptsächlich dank einem Zuschuss des Landes Nordrhein-Westfalen realisierte – neunte Band der ‚Studien‘ setzt inhaltlich die Bände 1, mit Willy Weyres’ Darstellung der vorgotischen örtlichen Baugeschichte (1987), und 2, mit Beiträgen zu dem Grabungskolloquium von 1984 (1996) fort. Er erfordert deren synchrone Benutzung schon wegen der topographischen und archäologischen Übersichtspläne, welche hier fehlen. Das Werk umfasst gleichwohl 625 Seiten, wovon indes nur ein knappes Viertel auf die – bei Ristow selbst sogar äußerst konzisen, nicht einmal die zugehörigen attraktiven Rekonstruktionszeichnungen von Zsolt Vasáros erläuternden – Ergebnis-Darstellungen sowie mehrere Vorbemerkungen entfällt, das Übrige dagegen auf Kataloge, zuzüglich elf gefalteter Beilagen.

Abgesehen von der archäologischen Delikatesse der sog. Frankengräber, wird ein hartes Brot geboten, genauer gesagt: Brot-Brocken, geborgen bei einer mehr als fünfzigjährigen Grabungsaktivität zwischen den Unterbauten des Vorgängers des gotischen Domes und dessen noch gewaltigeren Substruktionen, – wer ebenfalls in kirchlichen Sequenzen zu graben hatte, die ins Hochmittelalter münden, kennt die Verzweiflung angesichts der Verheerung, die durch die Spannumauern der mächtigen neuartigen Wölbkonstruktionen unter allen älteren Beständen angerichtet wurde. Ein weiteres, vom Ausgräber schwer zu meisterndes Problem: ein bedeutender Niveauversatz, welcher in diesem Fall einen wichtigen, dabei schon im 19. Jahrhundert geöffneten Sektor (mit dem frühen Baptisterium) abtrennt und sich zudem noch ständig verschiebt.

Bei solcher Lage der Dinge ist es gegeben, dass ihre Ordnung und Deutung immer im Fluss bleibt. Auch Weyres, als Architekt einem schöpferischen Deuten zuneigend (zugleich aber die von Otto Doppelfeld begründete Periodisierung nicht antastend), war sich dessen bewusst; es ist dem Rez. unvergesslich, dass er in hohem Alter noch vor großem Publikum eine seiner Ideen zu widerrufen imstande war. Nun hat sich auch hier in Köln die Nachfolgegeneration, frei von der emotionalen Beanspruchung der Erstausräber, an die Arbeit gemacht – zeitgleich mit Verf. übrigens noch U. Back, N. Gauthier, G. Hauser und H. Hellenkemper, worauf jetzt aber nicht Bezug genommen sei. In einem Punkt gesteht Rez., den Generationswechsel nicht ohne Mühe mitvollzogen zu haben: Verf. hat nämlich die altgewohnten Periodenbezeichnungen (nachdem dies 1966/91, in den ‚Vorromanischen Kirchenbauten‘ des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, schon einmal geschehen) in einer Weise abermals geändert, die nicht wirklich vorteilhafter ist.

Zugunsten der Straffung des darstellenden Teiles ist manche Argumentation im Katalogteil verpackt worden, man kommt also um eine zumindest selektive Lektüre des letzteren nicht herum; lässt auch er sich – gerade noch – bequem lesen, so sind die Fußnoten, zumal zweispaltig in Flattersatz gedruckt, strapaziös. Bleiben wir zunächst bei dem (unter je einem Geleitwort von H. Hellenkemper und B. Schock-Werner sowie einer Danksagung stehenden) Teil I und hier bei dessen von Ristow bestrittenem, nicht ganz konsequent gegliedertem Hauptbeitrag (S. 15–106); geschrieben ist er bisweilen schwerfällig und nicht immer völlig klar.

Ein einleitendes Kapitel bietet die Forschungsgeschichte, Hinweise zu dem – doch nur einen sehr geringen Anteil am Gesamtaufkommen ausmachenden – einschlägigen Fundmaterial und vorwegnehmende Hinweise zu der (entgegen dem Titel gar nicht nur auf Kirchen beschränkten) Befundchronologie.

Das nächste Kapitel behandelt weitere Aspekte der Befunde, und zwar deren heikle Niveauverhältnisse, dann die milieugemäß viele Spolien einschließenden Baumaterialien, die – durchweg in antiken Gewohnheiten verharrende – Bautechnik und auch die, in dieser urbanistisch bedeutenden Situation sich nur zögernd von der antiken Parzellierung lösende Baufluchtenanordnung; als eine neue Konstante verankert sich in dem kirchlichen Bereich, außer der längsgerichteten Hauptachse, eine Langhaus und Altarraum scheidende quergegerichtete Flucht, – dies ist eine vielerorts gültige Gesetzmäßigkeit, auf welche Clemens Kosch aufmerksam gemacht hat.

Das dritte Kapitel stellt den in Frage kommenden Ausschnitt der Baugeschichte des Platzes dar, wobei die Einordnung mancher isolierter Befundgruppe ohne den archäologischen Beweis bleiben muss. Verf. neue Zählung lässt als ‚Perioden‘ nur solche mit – vermuteten bzw. nachgewiesenen – Kirchen gelten. Er kommt aber nicht darum herum, auch zwei ältere (nicht-numerierete) Perioden zu behandeln: als eine erste solche wird, kondensiert, die kaiserzeitliche Bebauung vorgestellt (einschließlich der vormals bald einem Tempel, bald einem Horreum und nun eher einer Freitreppe zugewiesenen Substruktionen in der Hangzone) und als eine zweite die spätantik-frühmittelalterliche. Die folgenden Abschnitte, die das – zeitweise als Kölns erste Kirche bezeichnete – beheizte Gebäude im Westen, bestimmte Bauteile im Südwesten (dabei eine echte Hofkolonnade) und Bauteile in der Mitte beschreiben, sind als Unterabschnitte jener zweiten ‚Vorperiode‘ zu verstehen. Die nummerierte Periode 1, dem späten 4./5. Jahrhundert zugewiesen, beschränkt sich auf einige Teile von Doppelfelds bekanntem ‚Oratorium‘. Periode 2, auch noch zum 5. Jahrhundert, bietet gar noch weniger. Doch gehören für Verf. hierzu die Reste des Baus, dem in einer seltsam späten Sekundärphase, im 2. Drittel des 6. Jahrhunderts, drei oder sogar vier Gräber von sehr hohem (weltlich-)gesellschaftlichem Rang anvertraut worden sind. Wieder sind die folgenden Abschnitte eigentlich Unterabschnitte, der eine, welcher Befunden im Osten/Südosten gilt, teils (inklusive eines vermuteten Tauf-Provisoriums) unter Periode 1, teils unter Periode 2 zu subsumieren, der andere, mit der Mitteilung von Befunden des 7./8. Jahrhunderts im Südwesten, indessen unter einer merowingerzeitlichen Periode, welcher auch die Phasen 3a-c in Mitte, Osten und Westen zuzuweisen sind. Phase 3a, zu 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts, ist abermals nur durch Weniges vertreten. Dieses freilich schaltet die junge *intra-muros*-Sepulchur, so bedeutend sie ist, schon wieder aus und gibt sich hierbei unverkennbar hochkirchlich. Es lässt nämlich die liturgische Ausstattung eines Kirchenlanghauses erkennen sowie einer feste, ja monumentale Etablierung der Tauffunktion unten, im Osten. Phase 3b, zu 6./7. Jahrhundert, dient der Einordnung gewisser Zutaten, z. B. einer im Westen, im Schatten des – noch vorhandenen – beheizten Gebäudes, in der verlängerten Kirchenachse angelegten Grabstätte oder zweier Baptisteriumsannexe im Osten. Phase 3c, zu 7./8. Jahrhundert, lässt eine weitere Veränderung am Baptisterium erkennen, auch eine Änderung der liturgischen Einrichtung des Mittelabschnitts und darüber hinaus ein Ausgreifen des Neuen nach Westen. Ein Zerstörungsvorgang, wie seit vier Jahrhunderten nicht mehr geschehen, gibt Anlass, für den betrachteten Zeitraum noch eine letzte, spätestmerowinger-/frühkarolingerzeitliche Periode abzutrennen. Optisches Merkmal der Zäsur des 8. Jahrhunderts ist jene ‚schwarze Schicht‘, welche, mit ähnlicher Zeitstellung, auch andernorts vorkommt und Rätsel aufgibt. Der abschließende, eine Kirchenbauphase 3d behandelnde Abschnitt ist eigentlich nur ein

Unterabschnitt des vorhergehenden. Er macht uns bekannt mit einer gewissen Vereinheitlichung des bislang ja das Grab und weitere ältere Elemente einschließenden 3c-Komplexes und vor allem mit einer bedeutsamen abermaligen West-Erweiterung. Sie hat die Gestalt eines Halbkreis-Atriums vom Typ des St. Galler Planes, lisenengegliedert; gegen Osten wurde dazu vielleicht ein architektonisches Gegengewicht geschaffen. Das merowingische Baptisterium wich Gräbern, offenbar ohne ersetzt zu werden, und neben dem Atrium verweist eine hochrangige (Sarkophag-)Bestattung abermals auf eine immer wieder auftauchende Sepulkralfunktion unseres – doch stets binnenstädtischen – Platzes. Verf. will die aus all diesem erkannte Neuformung erst durch Bischof Hildebald (787–800) eingeleitet wissen, welcher bislang als der Schöpfer des (nachfolgenden) Alten Domes galt. Und weil auch diese Phase in Wirklichkeit eine Zusammenfassung von mehreren Teilphasen ist, schließt er auf eine relativ lange Dauer derselben und drängt die ihr folgende Phase, eben die des Alten Domes (welchem demnächst ein eigenes Kolloquium gewidmet sein soll), in die frühe ottonische Zeit.

Das vierte Kapitel, mit der Deutung der Baubefunde, ist eine abgekürzte und zugleich kommentierte Wiederholung des vorigen. Es werden Vergleichsbeispiele herangezogen, wobei man sich doch ziemlich weit, z. B. nach Frankreich, entfernen muss; unter den rheinischen Kathedralorten (Trier und Chur seien nicht zu ihnen gezählt) weist allenfalls Basel einen ähnlich tief wurzelnden Befund auf, nachdem der ‚merowingische‘ Wormser Dom als Befund in Zweifel gezogen worden ist. Der zweiten der beiden Vorperioden (vgl. oben) kann Verf. lediglich den Charakter einer Wohn- und Gewerbebebauung im allgemeinen Sinne zuerkennen, ohne eine sich heraushebende Spezial- (etwa eine Kirchen-)Funktion. Für Periode 1 hingegen rechnet er mit einem nicht nur ein-, sondern – einschließlich eines Osthofes – mehrräumigen, geosteten Gebäude mit einer wahrscheinlich kirchlichen Bestimmung, vielleicht gar von bischöflichem Status. Gleiches gilt zunächst für seine im groben deckungsgleiche, doch den Ost- gegen einen Westhof vertauschende Periode 2. Dafür, dass sich nach einer guten Weile Hochadelsgräber in dem kirchenartigen Gebäude einnisten und dieses für ein Vierteljahrhundert eher als eine Groß-Memoria dastehen lassen, sieht Verf. einen Präzedenzfall, in der Gewohnheit frisch christianisierter Frankenherrscher, sich in kirchlich ‚vorgeheiligten‘ Bauten des Stadttinneren beisetzen zu lassen. Es werden daraufhin etliche Beispiele von Sepulkralbauten des Westens angeführt, die im 6./7. Jahrhundert, mit entsprechenden liturgischen Einbauten, zu veritablen Kirchen im mittelalterlichen Sinne umgewandelt wurden, so dass die Bauten der hiesigen Periode 3 also nicht allein stehen; rechtsrheinisch (etwa zu St. Michael auf dem Heiligenberg) vollzieht sich dieser Prozess im 8./9. Jahrhundert. Dass jedenfalls sie die Kölner Bischofskirchen darstellen, ist für Verf. nicht zweifelhaft. Im Allgemeinen beachtenswert sind ihm die (auch anderwärts Rhein und Mosel tangierenden) ‚oströmischen‘ Züge der liturgischen Einrichtung und im speziellen der Ausbau der westlichen Grabstätte der Phasen 3b f. zu einer Kleinmemoria und die Umstellung auf eine Doppelkanzelanlage im Langhaus der Phase 3c. Offen lassen muss er die wichtige Frage, ob das ‚St. Galler‘ Atrium mit seiner Portikus eine West-Apsis umgab, womit die Doppelpoligkeit des Alten Domes vorweggenommen wäre (vgl. den Befund in Fulda).

Quasi als Annex des Kapitels 4 gibt sich ein Bericht über die Schriftquellen, welche ja die Parallele zu der archäologischen Überlieferung bieten sollen. Es sind ihrer nicht viele. Einen Bischof zu Köln gibt es spätestens 313, Ammian bekam hier ein *conventiculum* zu sehen und Severin stand vor „heiligen Stätten“, doch erlaubt der Befund nicht, all dies sicher auf das Dom-Areal zu beziehen. Eine Überlieferungslücke im 5./6. Jahrhundert scheint sich aber bedeutungsvoll in den Perioden 1–2 zu spiegeln, die Nennung eines Bischofs als Herren einer mit Emporen versehenen Kirche, 565–67, dürfte hingegen das Einsetzen der Periode 3 markieren.

Misslich ist, dass ab der Merowingerzeit Köln zwei Peterskirchen, eben die bischöfliche und noch eine andere besitzt; den notorischen „Blitzschlag in St. Peter 857“ vermag Verf. unter dem Dom jedenfalls nicht nachzuweisen. Arg ungelegen ist die vielzitierte Weihenachricht von 873 (nicht „870“), trifft sie doch auf die vibrierende Grenze zwischen den Perioden 3 und 4. Eine besonders interessante Nachricht übrigens findet sich nur bei Hochkirchen (s. u.), Anm. 235, betreffend ein schweres Erdbeben im 8. Jahrhundert, – ist es nicht die Epoche der ‚schwarzen Schicht‘, zwischen Phase 3c und Phase 3d?

In einer kurzen Zusammenfassung legt Verf. den Ton auf seine Abweichungen von dem bis dahin geschaffenen Bild, vor allem für die Zeit vor dem 6. Jahrhundert. Sie hindern ihn nicht, mit bischöflicher Präsenz im Areal seit recht frühen Tagen zu rechnen, wenn er auch zugibt, dass seine Perioden 1 und 2 von schwer bestimmbarer Eigenart sind.

Ein Nachwort, eigentlich ein Kommentar zu der Zusammenfassung, nennt verbliebene Forschungsdesiderate sowie deren positive bzw. negative Perspektiven; wichtig ist es Verf. insbesondere, die hiesige Form des Überlebens antik-städtischer Raumgliederung weiter zu klären.

Neben dem obligatorischen englischen Summary gibt es, sinnvollerweise, auch ein französisches Résumé.

Die Folgebeiträge hätte Rez. in der Reihenfolge vertauscht. Bakker gibt mit seinem Bericht über die Rädchenverzierte Argonnen-Terra-sigillata (S. 109–123), trocken, einen Vorwegausschnitt aus dem projektierten Corpus dieser Fundgattung; es sei bei dieser Gelegenheit festgestellt, dass ‚die Argonnen‘ des deutschen Wissenschaftssprachschatzes, als ein scheinbares Schwestergebirge von Ardennen und Cevennen, zu der bescheidenen Forêt d’Argonne, zwischen Verdun und Ste.-Menehould, schon in einem Missverhältnis stehen. Mit ihren chronologisch empfindlichen Stempeln hilft diese Keramik, ein bestimmtes Milieu des späten 4./frühen 5. Jahrhunderts zu präzisieren, in welchem sie übrigens durch – unbeabsichtigten – Sekundärbrand Schaden anzeigt.

Hochkirchens Beitrag (S. 125–149) bringt Ausgewählte Steinfunde, lesenswert dank der aus ihren Angaben zur Technik und zu Vergleichsmaterial sprechenden (nur im Petrographischen nicht durchweg präzisen) Erfahrung; mit speziellen Spolien des Alten und des Neuen Domes und mit sicher stratifizierten Grabungsfunden legt sie ein durchaus bedeutendes Minimum aus dem Gesamtaufkommen vor.

Insbesondere kann, mithilfe des am Ort verbliebenen, eine Rekonstruktion der in spätester Antike erst (!) errichteten Hofkolonnade im Südwesten gegeben werden.

Zweitens liefert die Analyse der (abermals wenig zahlreichen, in der Regel aus römerzeitlichen entstandenen) Stücke, die in Phase 3d zu verweisen sind, mögliche weitere Elemente zur Wiederherstellung des Halbkreisatriums, dazu auch treffende Beispiele zu dem kunstgeschichtlichen Problem der Abnabelung mittelalterlicher Bauskulptur von der Antike; wohl das älteste ‚mittelalterliche‘ Stück am Platz ist eine verzierte Grabstele, zwar ortlos, doch gemäß Hochkirchen gut überm Grab der Phase 3b anzuordnen. Zur Bearbeitung von Steinskulptur gehört auch bei Hochkirchen das Studium der Tünchen. Sie zieht hierbei den Schluss auf eine halbhundertjährige Nutzung von gewissen Bauteilen der Phase 3d, – das Datum „873“ wirft erneut seinen Schatten.

Von großem Reiz sind die – freilich herrenlosen, z. T. schon um 370 im Brunnen versenkten, z. T. aber wohl mehrmals verwendeten – Bestandteile kostbarer römerzeitlicher Raumflächenausstattungen. Hatten nicht sie mit dazu verlockt, im Dombereich nach einem Tempel zu suchen?

Die als Teil II angekündigten Kataloge übernehmen die schon gegebene Reihenfolge der Autoren; namentlich die von Ristow erstellten sind wahre *travaux de bénédictin*.

Verfs. Befunde-Katalog folgt der – gewiss korrekten – undifferenziert durchlaufenden Nummerierung der Grabungszeit (im ‚Locus‘-System; Rez. bevorzugt eine wenigstens grobe Gliederung nach Gattungen), wobei er eine für Phasen 2–3a schon geleistete Bearbeitung durch Cordula Krause nutzt. Im Voraus genannt sind die effektiv funddatierten Befunde sowie die wichtigeren Böden und Mauerzüge, in aufsteigender Reihenfolge ihrer Niveaus. Die – nun einmal buntscheckig aufeinanderfolgenden – Lemmata des eigentlichen Katalogs sind in sich gegliedert in Zeitstellung/Lage/Orientierung/Abmessungen/Beschaffenheit/Verhältnis zu Nachbarbefunden/Stratigraphische Position/Datierungsbegründung/(gegebenenfalls) Kommentar/Erwähnungen in der Literatur, bis hin zu der kürzesten; Befunde des Alten Domes und des Domes von 1248, deren Nummern in Teil I sehr wohl erscheinen, hätten hier wenigstens kurz definiert werden können.

Der Ristowsche Funde-Katalog setzt, mit dem Herausziehen von Material des 4. bis frühen 9. Jahrhunderts aus tausenden von Fundkomplexen nicht weniger Vorarbeit voraus. Es wurden, leider mit einer unterschiedlichen Gliederung und mit einem komplizierten Nummerierungssystem, je Lemma getrennt Keramik und ‚Kleinfunde‘ (mit Münzen); steinerne Großfunde sind ausgenommen. Die Bearbeitung wartet mit reichlich Vergleichsmaterial auf. Sie versteht sich gleichwohl weniger antiquarisch als befundbezogen und ist deshalb umso entsagungsvoller. Es kann nämlich der weitaus größere Teil des Gesammelten wegen Vermischung nicht direkt zur Datierung von Befunden beitragen und wird nun eben ‚der Ordnung halber‘ mitpubliziert.

Bakkers Katalog der sog. Argonnen-Sigillata ist ein spezifisch antiquarischer, mit den formalen Motiven als Gliederungskriterium.

Hochkirchens sehr ausführlicher, mit Vergleichen dienender Steinfunde-Katalog gliedert in ortsfeste Spolien, nicht ortsfeste (aber zuzuordnende) Stücke und noch kleineres, an sich bei Verf. schon aufgezähltes, – zusammen 153 Objekte; weitere Stücke, so der Trapezsarkophag der Phase 3d, sind Ristows Katalog 1 überlassen. Speziell interessieren die Hinweise zum Gebrauch gezahnter Werkzeuge in der karolingischen Zeit, Musterbeispiel: Lorsch.

Die Abbildungen aller Art – drucktechnisch von guter Qualität – sind unsystematisch auf 83 Textabbildungen, 29 Tafeln und die erwähnten elf (vorteilhafterweise aus Pretex-Folie hergestellten) Beilagen verteilt. Ein unangemessenes Manko ist das Fehlen von maßstäblichen Zeichnungen zu Hochkirchens so substanzreichen Beiträgen, und alle zugehörigen Photographien enthalten ihrerseits, ganz unprofessionell, keinen Maßstab, so übrigens auch die Farbbilder zum Ristowschen Fundkatalog. Verfs. neugefertigte Befundpläne, graphisch anspruchslos, zugleich eines Schlüssels der Signaturen entbehrend, sind 1:100 und (ungebräuchlich) 1:60 wiedergegeben; so weit Rez. selbst den Befund kennt, schließt er einen Bedarf an Nachprüfung nicht durchweg aus. Blickfang im Band sind, wie schon angedeutet, die zahlreichen, meist farbigen Rekonstruktionszeichnungen für die Perioden 1–3 (Pläne/Schnitte/Perspektiven) – einmal nicht computergeneriert, sondern gewandt von Hand geschaffen.

Gemessen an dem Umfang des Werkes, sind die Herstellungsfehler nicht allzu zahlreich. Als häufigster sei genannt die Vertauschung von Befund-Nummern, gefolgt von der Vertauschung von Bauphasen. In Beil. 2 ist das Koordinatennetz falsch eingezeichnet, Beilage 7 und 8 sind bezüglich ein und derselben Phase nicht übereinstimmend, die weiteren Fehler sind lässlich. Der schlechthin häufigste der Sachfehler, die Verwechslung von Himmelsrichtungen, ist auf S. 47.48.332 vertreten.

Kehren wir zurück zum Inhaltlichen, weil auch hier noch Bemerkungen zu machen sind. So bleibt es dem Außenstehenden unklar, warum der Grabungssektor ‚Dombauhütte‘, im Südosten, nur gestreift werden konnte, warum die von Gundolf Precht ergrabenen kleinen Kultbauten des 6./8. Jahrhunderts westlich des Domes nicht einmal kurz erwähnt sind; man erahnt ein Dickicht von Zuständigkeitsabgrenzungen.

Da räumliches Vorstellungsvermögen nicht Ristows eigentliche Stärke ist, sind seine Texte in Ergänzung und Ausdeutung der Baubefunde hier und da unsicher und generell in einem angebrachten Maß vorsichtig. Das Gegenteil gilt für die, wegen ihrer Schönheit sehr wohl gelobten Rekonstruktionszeichnungen: sie sind, geradeheraus gesagt, spekulativ (siehe z. B. ein Ostquerhaus mit ‚abgeschnürter‘ Vierung für Ph. 3c-d), dabei vereinfachend und isolierend, da ohne Eintragung der Gräber bzw. der Anschlussbebauung, – neue typologische Nahrung also für die Kunstgeschichte, doch siedlungsgeschichtlich (und auch kirchenhistorisch) nicht unbedenklich; wenn die Entwürfe auf Verf. selbst zurückgehen, welcher schreibend doch viel mehr dem Kontext, dem Vielschichtigen zustrebt, dann sollte seine – nicht unterdrückte – Kritik an Weyres nicht so bissig sein.

Die Darstellung machte deutlich, dass die antike Bebauungsstruktur des Domareals zwar aufhörte, sich parzellengerecht zu wiederholen, dass sie aber die übergeordnete Fluchtenausrichtung weitergab. Dies mit einer Unterbrechung: die Perioden 1 und 2, welche übrigens schwer auseinanderzuhalten sind, fallen mit einer Richtungsabschwenkung aus der – an sich bis zum Jahr 1248 einschließlich anhaltenden – Tendenz heraus. Diese Abweichung evoziert die beziehungslose Einöde, so lange sie, wie nun auch bei Verf., ohne Erklärung und ohne große Auswirkung verbleibt, – vielleicht ist gerade sie aber das stärkste Argument gegen eine (herrschaftlich-)profane Deutung des so spärlichen Befunds.

Wie durch ein Gitter mit dicken Stäben schauen wir ins vorkarolingische Zeitalter hinab. Auch im Falle der Kölner Domgrabung ist es unmöglich, auf einen oder auch zwei Blicke das dort wahrgenommene, im zeitlichen wie im räumlichen Sinne, stringent aneinanderzufügen, selbst wenn wir eine uns kaum bekannte Dynamik erahnen. Ristow kann es nicht verhindern, dass grabungsbezogene archäologische Forschung und ihre Folgen einer endlosen Dialektik unterliegen, hier wie eigentlich überall. Aber er hat auf der von ihm gewählten Plattform in kurz bemessener Zeit mit großem Einsatz aufgeräumt und Licht geschaffen. Die Fortsetzung des Diskutierens kann damit zugleich zum Fortschritt werden.

D-69126 Heidelberg
Jaspers-Str. 33

Peter Marzolff

MADELEINE WILL, Die ehemalige Abteikirche St. Peter zu Metz und ihre frühmittelalterlichen Schrankenelemente. Bonner Beiträge zur Vor- u. frühgeschichtlichen Archäologie 3. Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn, 2005. 24,80 €. ISBN 3-936490-03-1. 137 Seiten und 47 Tafeln.

Ausnahmsweise wird mit dem vorliegenden Werk in der Reihe der Bonner Beiträge eine Christlich-Archäologische Dissertation aus dem Jahr 2001 publiziert, die schon als Online-